

Brigitte Melzer

Wesen der Nacht

Band 2:
Dämonenblut

Roman



Prolog

Fackelschein erfüllte das alte Gemäuer. Ein Luftzug fuhr mit leisem Raunen durch den Raum und ließ die Flammen tanzen. Schatten zuckten über die Wände und wuchsen zu Monstern aus undurchdringlicher Dunkelheit an, nur um einen Augenblick später wieder in sich zusammenzufallen, ehe sie sich erneut erhoben.

Der Oberste Bewahrer stand reglos in der Mitte des Raumes. Feuchte Kälte kroch durch den Stoff seines Anzuges, fraß sich durch die Haut und nistete sich in seinen Knochen ein. Früher einmal hatte ihm die Kälte nichts ausgemacht, mittlerweile jedoch spürte auch er den voranschreitenden Verfall. Einen Verfall, der mit dem Tod des Mannes begonnen hatte, dessen Leichnam in dem steinernen Sarkophag vor ihm lag.

Seinesgleichen war nicht unsterblich, doch dank der ihnen gegebenen Macht – der Macht des Zirkels – spürten sie die Last des Alters weit weniger als andere. Sie alterten langsamer, was ihnen eine längere Lebensspanne bescherte. Es war noch gar nicht so lange her, da waren dem Obersten Bewahrer Krankheiten gänzlich unbekannt gewesen. Das war nun anders. Rheuma und eine Neigung zu erhöhtem Blutdruck hatten sich eingestellt. Neulich hatte ihn sogar eine Grippe befallen!

Das alles wäre undenkbar gewesen, wäre Severius noch am Leben. Sein Tod hatte den Zirkel gebrochen und eine Lücke hinterlassen, durch die die Macht der Bewahrer nun Stück für Stück zu versickern drohte, wie Milch, die aus einem leckgeschlagenen Karton rann.

Das musste ein Ende finden! Bevor es zu spät war und sie nicht länger imstande waren, ihrer Aufgabe nachzukommen.

Er streckte die Hand nach dem Sarkophag aus und strich bedächtig über den Rand. Der Stein fühlte sich unter seinen Fingerspitzen kalt und rau an. So leblos wie der Körper, der sich darunter verbarg.

»Bald«, flüsterte der Oberste Bewahrer. »Bald wirst du deinen Platz in unserer Mitte wieder einnehmen.«

All die Jahre der Vorbereitung, all die Mühen und Opfer, die er auf sich genommen hatte, näherten sich ihrem Ende. Nur noch ein bisschen mehr Essenz ...

Die Augen des Totenkopfes leuchteten auf. Zwei rot glühende Höllenschlünde, die mich ebenso zu verhöhnen schienen wie das gehässige Gelächter, das aus seinen klaffenden Kiefern schallte.

Könnte er sprechen, hätte er mir vermutlich vorgehalten, dass mein Leben in etwa so spannend war wie das einer Leiche. Oder eines Totenschädels. Aus meiner Clique war ich die Einzige, die ihre Sommerferien zu Hause verbrachte. Alle schienen das zu wissen – sogar dieser blöde Plastikschädel vor mir im Regal.

Riley Summers, die Daheimgebliebene.

Hahaha!

Seufzend stieß ich mit dem Stiel des Staubwedels gegen den Kippschalter. Schlagartig verstummte das Lachen, das rote Licht in den Augen erlosch. Egal, wie oft ich das dusslige Ding auch abstaubte, es war mir noch nie gelungen, den Schalter zu verfehlen, der es zum Leben erweckte.

Ich drehte dem Regal den Rücken zu und ließ den Blick durch den Laden wandern.

In ein paar Minuten würden wir aufsperrn und im Laufe des Tages das übliche Pensum an Touristen abfertigen, für die wir schwarze Hexenhüte, krumme Pappnasen, Warzen zum Aufkleben und Totenschädel aus Plastik auf Lager hatten; alles wahlweise in Originalgröße, als Kühlschrankmagneten oder Schlüsselanhänger. Zusätzlich zu Postkarten und Tassen mit verschiedensten magischen Motiven verkauften wir eine große Auswahl an bunten »Zaubertränken« in hübsch verzierten Glasfläschchen. Obwohl es sich dabei nur um gefärbtes Zuckerwasser handelte, gehörten die Tränke zu unseren Verkaufsschlägern. Allen voran natürlich der Liebestrank.

Das Zeug für die Touristen und Neugierigen war ein Kompromiss, wie Madame Veritas, die Besitzerin des *Hexenkessels*, immer betonte. Einer, der dafür sorgte, dass die Kasse klingelte. Neben dem ganzen Kitsch führten wir auch echten Hexenbedarf, der den heimeligen Verkaufsraum in ein Zauberland aus dunklem Holz, blutrotem Samt und geheimnisvollen Büchern und Gegenständen verwandelte. Alles überlagert vom würzigen Geruch der Räucherstäbchen, die neben der Kasse vor sich hin kokelten.

Jonah, Madames rechte Hand und der Einzige, der neben ihr Vollzeit arbeitete, kam mit einer Kiste aus dem Lagerraum, stellte sie hinter dem Kassentresen ab und betrachtete mich mit gerunzelter Stirn. »Du machst ein Gesicht, als hätte dich jemand zu einer zwölfstündigen Diavorführung eingeladen.«

»Dias? Aus welchem Jahrtausend stammst du denn?«

Lachend fuhr er sich mit der Hand durch das kurze blonde Haar. »Dann eben irgendwas anderes, ähnlich Ödes.«

Ich ließ den Staubwedel sinken. Es war gerade einmal Dienstag, die Ferien hatten erst begonnen – und gingen mir schon auf die Nerven. »Diese Ferien werden absolut be... scheiden.« Ich verdrehte die Augen. Eigentlich hatte ich *beschissen* sagen wollen, aber wie üblich war mir meine Unfähigkeit, Schimpfwörter auszusprechen, in die Quere gekommen. Dabei funktionierte es in Gedanken bestens. Ich wusste immer genau, was ich sagen wollte. Dummerweise schien ich über eine Art natürlichen Filter zu verfügen, der die Unflätigkeiten, die durch meinen Kopf spukten, zensierte und durch harmlosen Kinderkram ersetzte, ehe sie mir über die Lippen kamen. Selbst dann, wenn ich wirklich richtig stinkig war.

Jonah setzte eine entrüstete Miene auf. »Langweilig? Hier? In diesem Paradies der Merkwürdigkeiten? Niemals!«

»Die meisten meiner Freunde sonnen sich in Spanien und schlagen sich die Nächte in Clubs um die Ohren und ich hänge hier fest und verkaufe ...« Mein Blick fiel auf eines der Bücher, die auf dem Tisch vor mir ausgestellt waren. »Ratgeber zur Erweiterung Ihrer transzendentalen was-auch-immer.«

Meine Clique hatte beschlossen, dieses Jahr gemeinsam für drei Wochen nach Ibiza zu fliegen und es dort so richtig krachen zu lassen. Alle außer denen, die mit ihren Eltern in den Urlaub mussten. Und mir. Ich wäre gern mitgefahren, doch abgesehen davon, dass ich erst seit ein paar Wochen hier arbeitete und nicht schon um Urlaub bitten wollte, konnte ich es mir schlicht nicht leisten.

»Kannst du das ausräumen?« Jonah deutete auf den Karton, den er aus dem Lager geschleppt hatte. »Dann kümmere ich mich ums Schaufenster.«

Dankbar, dass er mir das Herumklettern in der höher gelegenen Auslage ersparte, wo mir jeder Passant unter das Kleid glotzen konnte, drückte ich Jonah den Staubwedel in die Hand. Während ich die Bücher – allesamt angeblich wahre Geistergeschichten – aus dem Karton räumte und in den Drehständer neben der Kasse einsortierte, beobachtete ich Jonah, der sich geschickt zwischen all dem Dekokram im Schaufenster hindurchschlängelte und dabei den Staubwedel schwang. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um etwas gerade zu rücken. Zwei Teenies blieben vor dem Fenster stehen, hatten jedoch mehr Augen für Jonah als für unser Angebot. Verdenken konnte man es ihnen nicht, denn mit seinem muskulösen Körper, dem kurzen blonden Haar und den grünen Augen, die durch seine Sonnenbräune regelrecht zu leuchten

schienen, war er durchaus was fürs Auge. Witzig und nett war er obendrein. Nur leider nicht mein Typ.

Ich zerlegte den leeren Karton und brachte ihn ins Lager, als hinter mir die Glöckchen über der Tür Amok liefen. Ich fuhr herum, um zu sehen, wer es so eilig hatte, dass er fast die Kette mit den Glöckchen herunterriss, und erblickte Pepper, die die Tür wieder hinter sich abschloss, ehe sie mit großen Schritten und fliegenden roten Locken auf den Tresen zustürmte.

»Tschuldige, ich bin zu spät!«, keuchte sie und versenkte ihre Handtasche mit einem gezielten Wurf in einem der offenen Fächer unter der Kasse. »Ich war noch mit Serena und ihrer Mom am Bahnhof.«

»Dann fahren sie heute in die Highlands? Zu Serenas Dad?«

Pepper grinste. »Und zu ihrem Freund.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Sind die beiden jetzt offiziell zusammen? Mit dem Segen ihrer Mom?«

Vor ein paar Wochen hatte ich Serena, Peppers bester Freundin, ein Attest mit dem Stempel und der Unterschrift meines Dads besorgt, damit sie sich vor einer Klassenfahrt drücken und stattdessen heimlich zu ihrem Freund fahren konnte. Einem Freund, von dem ihre Mutter nichts wusste und mit dem sie wohl auch nicht einverstanden gewesen wäre.

Es war das erste Mal, dass ich Dad derart hintergangen hatte, und ich fühlte mich selbst jetzt, wenn ich nur daran dachte, nicht gut dabei. Natürlich hatte ich Serena helfen wollen – allerdings nicht unbedingt in diesem Ausmaß. Unter anderen Umständen hätte ich mich auch niemals darauf eingelassen. Dummerweise hatte ich kurz zuvor erfahren, dass das Café, in dem ich nach der Schule jobbte, geschlossen werden sollte. Als Pepper mir im Gegenzug für das Attest anbot, ein gutes Wort bei ihrer Chefin für mich einzulegen, konnte ich nicht Nein sagen. Ich brauchte einen Job. Vor allem aber brauchte ich das Geld. Dad arbeitete als Arzt im Krankenhaus und verdiente gut, war aber nach ein paar verpatzten Börsengeschäften so hoch verschuldet, dass wir gerade eben über die Runden kamen und ich nicht sicher sein konnte, ob das Geld für mein geplantes Studium reichen würde. Deshalb war ich mit Pepper ins Geschäft gekommen.

Als Dad von meinem neuen Job hörte, zeigte er sich zu meiner Überraschung wenig begeistert. Ich hatte damit gerechnet, dass er sich für mich freuen würde, stattdessen hätte er mir um ein Haar verboten, hier im Laden anzufangen. Verboten! Er hatte sich aufgeführt, als müsste ich fürchten, dass mir hier Blitze und Feuerkugeln um die Ohren flogen und mich dreimal täglich jemand verhexte. Dass alles ganz harmlos war, konnte ich ihm nur beweisen, indem ich ihm den Laden mit all seinem Tand gezeigt hatte. Sogar zu einer Séance war er gegangen!

Das – und die Trickeffekte, die Madame nach meiner Vorwarnung deutlich zur Schau gestellt hatte – hatte ihn schließlich davon überzeugt, dass es im *Hexenkessel* alles andere als magisch zuzuging. New-Age-Kram und Budenzauber nannte er es seitdem und den Laden taufte er nach seiner Begegnung mit Madame kurzerhand in *Schrecksenkessel* um.

»Ich werde Serena echt vermissen. Aber nachdem sie jetzt wochenlang von Cale getrennt war, gönne ich es ihr, ihn wiederzusehen.« Pepper seufzte dramatisch. »Ich wünschte, ich hätte auch so einen Kerl.«

»Was denn, ich dachte, du stehst auf Sergej Darkov?«

»Oh ja, der ist heiß.« Sofort vergaß sie ihre Schwermut und schaltete in den gewohnten Pepper-Plapper-Modus um. »Habe ich dir schon von seinem letzten Abenteuer erzählt? Als Sergej sich mit den Teufelsfeen angelegt hat?«

»Dreimal«, lachte ich. Wenn es um den Vampir aus ihrer Lieblingsromanreihe *Hearts of Darkness* ging, war Pepper kaum zu bremsen. Ich hatte die Bücher selbst verschlungen, konnte aber nicht einmal ansatzweise mit Peppers Hingabe für Sergej mithalten.

»Ist Madame schon da?«, erkundigte sie sich.

Ich deutete in Richtung des Perlenschnurvorhangs. »In ihrem Reich.«

Pepper drängte sich an mir vorbei zur Kaffeemaschine und schenkte sich eine Tasse ein. Es war gerade mal zehn, aber so rührig, wie Pepper war, hatte ich den Verdacht, dass das heute nicht ihr erster Kaffee war. Ich wollte mich wieder dem Bücherständer zuwenden, als ich sah, wie ihre Tasche ins Rutschen geriet. Unwillkürlich griff ich danach, um zu verhindern, dass sie aus dem Fach fiel, als ich das Wesen sah, das sich durch den halb geöffneten Reißverschluss zwängte.

Ach du Scheiße! »Meine Güte, was ist das denn?«

»WAS?«, mokierte sich die Kreatur im Strickpullover. »Ich bin doch kein WAS!«

Fasziniert starrte ich den Kerl an, der wie die fünfzehn Zentimeter große Ausgabe eines knorrigen Kapitäns aussah, mit buschigem, grauem Backenbart und von Wind und Wetter gegerbter Haut. »Du kannst ja sprechen.«

Das Wesen verzog verächtlich das Gesicht. »Du doch auch. Bei Großmutter's Bart, natürlich kann ich sprechen! Was glaubst du, wozu ich diese Öffnung in meinem Gesicht habe?«

Definitiv nicht nur zum Sprechen, wenn man den beachtlichen Bauchumfang betrachtete, den der dunkelblaue Strickpullover nicht vollends bedecken konnte.

»Du kannst ihn sehen?« Pepper war neben mir aufgetaucht. Ihr Blick wanderte zwischen mir und der Kreatur hin und her, die bis zur Hüfte aus ihrer Tasche ragte. Fast schon wirkte sie ein

wenig beleidigt. »Serena hat Tage gebraucht, bis sie ihn davon überzeugen konnte, sich mir zu zeigen, und bei dir lässt er sich einfach so blicken. Freiwillig.«

»Freiwillig?«, schnaubte der Winzling. »Du hast echt keine Ahnung.«

»Wie auch immer«, winkte sie ab. »Das ist jedenfalls Drizzle. Er ist ein Gnom.«

»Gnom?!« Das Wesen stieß eine Reihe von Schimpfwörtern aus, bei denen der Unflätigkeitszensor in meinem Hirn vermutlich in Rauch aufgegangen wäre. »Hast du überhaupt schon mal einen Gnom gesehen, Rotschopf? Knubbelnase, Warzen im Gesicht. Hässlich wie der Arsch meiner ... Na, eben hässlich. Ich«, er warf sich stolz in die Brust und sah mich an, »bin ein Kobold. Drizzle Ebb, der Dritte, um genau zu sein. Und wer bist du, Puppe?«

Puppe? Ich bin die, die sich gerade fragt, ob ihr der lachende Plastiktotenkopf nicht lieber ist als ein großmäuliger Kobold. Oder Gnom. Oder was immer dieser Wicht auch sein mag.

»Das ist Riley«, kam Pepper mir zuvor.

Allmählich sickerte zu mir durch, was Pepper vorhin gesagt hatte. Was meinte sie damit, es hätte Tage gedauert, ihn dazu zu bringen, sich zu zeigen? Doch sicher nur, dass er sich versteckt hatte, oder? Er konnte sich doch wohl nicht ... Nein, das war lächerlich. »Kann er sich unsichtbar machen?« Mein Filter für Schimpfwörter sortierte leider keine dummen Fragen aus.

Entgegen meiner Befürchtung brachen weder Pepper noch Drizzle Ebb der Dritte in Gelächter aus. »Er kann«, bestätigte Pepper das Unglaubliche. »Und wenn er es tut, ist es wirklich die Pest.«

»Das sagst du nur, weil ich deine Erdnüsse gefuttert habe, bevor du es gemerkt hast«, gab der Kobold mit liebenswürdigem Grinsen zurück.

»Und meine Cola getrunken«, ergänzte Pepper.

»Das auch.«

»Beißt der?«

»Worauf du wetten kannst!« Obwohl ich die Frage an Pepper gerichtet hatte, war es Drizzle, der mir die Antwort gab. Er befreite sich aus der Tasche und kletterte auf den Tresen. »Habt ihr was zu trinken?« Pepper schob ihm ihre Kaffeetasse hin, doch Drizzle verzog nur das Gesicht. »Was Richtiges.«

»Ich hab dir gesagt, dass es hier keinen Whisky gibt. Und keine Zigarren.«

»Werden wir ja sehen.«

Der Kobold sprang auf den Boden, zog seine Hosen zurecht, die von einem Stück Paketschnur an Ort und Stelle gehalten wurden, und stapfte durch den Durchgang davon, der zu unserem Aufenthaltsraum und den Toiletten führte.

Ich konnte nichts anderes tun, als ihm hinterherzustarren. »Woher ...? Was ...? Wie ...? Du weißt schon!«

Diesen Moment suchte sich Jonah aus, um aus dem Schaufenster zu klettern und sich zu uns zu gesellen.

Pepper griff nach ihrer Kaffeetasse. »Erzähle ich dir heute Abend. Pizza bei dir?«

Mit unzähligen Fragen im Kopf und voller Erstaunen über das Wesen, das da aus ihrer Tasche gestiegen und davongestieft war, brachte ich nicht mehr als ein Nicken zustande. Meine Gedanken waren noch immer bei Drizzle, als ich mich daranmachte, die restlichen Bücher einzuräumen, während Pepper zur Tür ging, um aufzusperren. Auch wenn uns die Kunden nicht sofort überrannten – tatsächlich wartete niemand darauf, eingelassen zu werden –, lief das Geschäft gut. Der große Andrang begann meistens um die Mittagszeit, wenn die Touristen die Seitenstraßen der Oxford Street erkundeten, die Möchtegerhexen ihren Betten entstiegen waren und die Teenager, die sich aus Neugier im Laden herumtrieben, die Innenstadt unsicher machten.

Ich mochte die Arbeit hier, auch wenn ich bei der Hälfte der Sachen noch immer keine Ahnung hatte, wozu jemand sie brauchen sollte. Immerhin kannte ich mich mittlerweile gut genug aus, um zu wissen, wo das Zeug lag, nach dem die Leute fragten. Eine Hexe würde ich allerdings wohl nur dann von einem Touristen unterscheiden können, wenn Erstere auf einem Besen zur Tür hereingeflogen käme.

Tatsächlich gehörten auch echte Hexen zu unserer Kundschaft. Zumindest behaupteten sie, Wiccaner zu sein. Ob sie tatsächlich zaubern konnten, wagte ich allerdings zu bezweifeln.

»Darum geht es auch gar nicht«, hatte Jonah einmal gesagt. »Wicca ist eine Religion, aus der ihre Anhänger Kraft schöpfen.«

Pepper, die neben ihm gestanden hatte, schnaubte. »Wicca hat ungefähr so viel mit Religion und Zauberei zu tun wie ein Donut mit einer Hochzeitstorte. Wenn ihr mich fragt, geht es denen nur um eine Form der Zusammengehörigkeit. Ihr wisst schon, die Kinder, denen man früher ein Steak um den Hals binden musste, damit wenigstens der Hund mit ihnen spielt.«

»Du arbeitest in einem Hexenladen und glaubst nicht an Wicca?«, entfuhr es mir.

»Du doch auch nicht.«

Punkt für sie.

Erst ein paar Wochen später erfuhr ich, dass sie zwar nicht an den Hexenkram, wie sie es nannte, glaubte, aber durchaus davon überzeugt war, dass es *Dinge* gab, die nicht von dieser Welt waren. Näheres wollte sie mir dazu aber nicht sagen, und um sie nicht in die Verlegenheit zu bringen, eine lächerliche und haltlose Erklärung für irgendwelchen übersinnlichen

Kram abgeben zu müssen, hatte ich beschlossen, nicht weiter nachzubohren. Ein Entschluss, der sich mit dem Auftauchen dieses Kobolds in Luft auflöste.

2

»Riley!« Madames dröhnende Stimme schien geradewegs durch die Wände zu dringen und riss mich aus meinen Gedanken. »Ich brauche dich mal eben hier hinten!«

Das konnte nur bedeuten, dass meine Ausbildung weitergehen sollte. Seit meinem ersten Tag im Laden hatte Madame mich unter ihre Fittiche genommen, damit ich in Zukunft die eine oder andere Séance für sie übernehmen konnte. Die Séancen waren der Teil des Jobs, der mir am meisten Spaß machte. Eine Mischung aus geschickt platzierten Licht- und Geräuscheffekten und einer Menge Schauspielerei. Madame hielt mich für ein Naturtalent, und wer war ich, ihr da zu widersprechen?

Ich verließ den Verkaufsraum durch den klappernden Vorhang aus Perlenschnüren. Dahinter lag ein kleiner Warteraum, an dessen Ende Madames Reich begann. Wie jedes Mal, wenn ich durch die Tür ins Hinterzimmer kam, hatte ich das Gefühl, eine andere Welt zu betreten. Wenn Madame Kunden hatte, waren die Fenster mit bunten Stoffen verhängt, die das Tageslicht zu einem abgeschwächten Zwielflicht dämpften. Jetzt jedoch waren die Vorhänge zur Seite gezogen und ließen die Morgensonne hinein. Eines der Fenster stand sogar ein Stück weit offen.

Die Luft war vom Geruch der unzähligen Räucherstäbchen erfüllt, die im Laufe der Jahre hier abgebrannt worden waren. Der exotische Duft, der sich in den Stoffen und Polstern festgesetzt hatte, gehörte ebenso hierher wie der Rest der Einrichtung. Hätte es ein Lehrbuch gegeben, wie das Zimmer eines Mediums auszusehen hätte, wäre vermutlich ein Foto von Madames Reich darin gewesen. Lediglich den riesigen geblühten Sessel in der hintersten Ecke hätte der Herausgeber wohl wegretuschiert. Warme Farben, bunte Stoffe und jede Menge kitschiger Dekogegenstände aus farbigem Glas. Von der Decke wölbten sich Stoffbahnen, hinter denen sich Lautsprecher verbargen, und die Wände waren mit orientalischem gemusterten Tapeten geschmückt. Mehrere Spiegel in verzierten Messingrahmen verliehen dem Raum eine ungeahnte Tiefe und ließen ihn aus manchen Blickwinkeln beinahe endlos erscheinen. Auf einer Kommode ruhte die obligatorische Kristallkugel in einer Halterung und im Zentrum des Raumes stand ein runder Tisch, dessen dunkles Holz von unzähligen Scharten zerfurcht war. Einige davon erinnerten an Kratzspuren – als hätten die Toten, zu denen Madame hier Kontakt aufnahm, versucht, eine Nachricht zu hinterlassen.